

Der Krieg der anderen

Was, wenn wir angegriffen würden? Wie reagierten wir? Gedanken über eine andere Wirklichkeit.

Alain Claude Sulzer*

Wie gelähmt sässe ich auf dem Land in meinem Haus im Elsass und müsste fürchten, dass ich, mein Mann, meine Nachbarn und Freunde zu jeder Zeit umkommen oder verletzt werden könnten. Durch Bomben anonymer Piloten oder Überfälle von Soldaten eines Landes, mit dessen Bewohnern ich bisher höchst lose Verbindungen unterhalten habe.

Hier auf dem Land marschierten die Bauern einst in den Krieg, weil sie mussten, das war 1914 nicht anders als 1941. Man zog in Gegenden, die man nicht einmal dem Namen nach kannte, man tat es so widerspruchlos, wie man die Nationalität und Landessprache wechselte, wenn es auf dem Amtsweg verordnet wurde. Wogegen oder für welche Sache man in die Schlacht zog, blieb vielen schleierhaft, als Eingezogener gehorchte man stillschweigend. Patriotisch und siegestrunken mochte man in den modernen Städten sein, wo man Hurra schrie und euphorisch dichtete, auf dem Dorf interessierte einen der Zustand der Felder und des Viehs. In den Krieg marschierte man schicksalsergeben.

Ich habe mich nie patriotisch gefühlt. Ich habe keinen Militärdienst geleistet. Ohne ihn zu verweigern – Verweigerung hätte damals Knast bedeutet –, ist es mir damals gelungen, ihn zu umgehen. Fragen Sie mich nicht wie. Als Defätist habe ich mich nicht empfunden. Krieg stand 1971 nicht auf dem Programm und Patriotismus war das letzte Wort, das man in den Mund genommen hätte, um sich und sein Verhältnis zur Schweiz zu illustrieren. Abgesehen von der Steinschleuder, mit der ich manchmal auf Elstern ziele, von denen ich weiss, dass ich sie nie treffen werde – ich erschrecke sie höchstens, nichts anderes ist meine Absicht –, habe ich bis heute nie eine Waffe in der Hand gehalten; dabei wird es hoffentlich bleiben. Dass man sie laden, sichern und entsichern muss, weiss ich aus Tausenden von Filmen, doch einen Revolver – das beliebteste Requisit der Filmgeschichte – habe ich in neunundsechzig Jahren nicht gebraucht, nicht einmal in der Hand gehalten. Verrückt, nicht wahr?

Jetzt aber, da der Feind sich nähern würde, entschlossen zu schießen, zu plündern, zu vergewaltigen und zu töten, müsste ich mich wohl oder übel verteidigen. Reine Spekulation, gewiss, genährt aus der Erfahrung anderer, die Tausende von Kilometern entfernt in diesem Augenblick angegriffen werden oder eben noch angegriffen wurden und überlebt haben oder nicht. Und doch: Der Gedanke, wie es wäre, wenn der Feind unmittelbar vor der Tür stünde, lässt mich nicht mehr los, seit ich die Geschichte zweier ukrainischer Brüder hörte, die sich in einem Dorf bei Lwiv zu Beginn des russischen Angriffskriegs im Elternhaus einen Schutzraum gebaut haben, in dem sie sich im Falle eines Überfalls verschanzen können. Sie sind nicht nur darauf vorbereitet, von Plünderern angegriffen zu werden, sie rechnen auch damit, getötet zu werden, wenn die Hoffnung des Eindringlings enttäuscht wird; wer keine Beute findet, neigt dazu, zur Waffe zu greifen und

sich wahllos an den Menschen zu rächen, die ihm im Weg stehen.

Es gibt also Momente, in denen man bereit sein müsste, darüber unterrichtet zu werden, wie man mit einer Waffe umgeht, wie man sie lädt, wie man sie sichert und entschert, wie man zielt und wie man schießt. Auch das hat man in unzähligen Filmen gesehen, ohne sich vorstellen zu müssen, dass die scheinbar immerwährende Fiktion nackte Realität werden könnte.

Krieg ist nicht unsere Realität. Real sind bloss unsere Nachträume und Tagängste, die sich unablässig von der Bilderflut aus der Ukraine nähren, der wir uns nicht entziehen können und nicht entziehen dürfen. Wenn die Abstumpfung eintritt – wie es der menschlichen Natur entspricht; wir sind schon auf dem Weg dahin –, genügt es, aus dem Fenster zu schauen, die Sonne wegzublenden oder durch den Nebel zu blicken, und sich

vorzustellen, wie es wäre, wenn sich Panzer oder Männer zu Fuss näherten, die es mit ihren Gewehren auf wehrlose Erwachsene und Kinder abgesehen hätten.

Als ich 2003 Stipendiat im ehemaligen Schloss Achim und Bettine von Arnims in Wiepersdorf war, hielten sich dort zwei Mitstipendiaten auf, von denen der eine – der Tschetschen Aпти Bisultanov – aus dem Krieg kam, der andere – der Ukrainer Jury Andruchowytch – einen solchen in seinem Land womöglich schon damals für nicht gänzlich unmöglich hielt. Als ich Jurys Buch «Das letzte Territorium» las, war es mein innigster Wunsch, diese magisch evozierten Orte Lemberg, Ivano Frankivsk und Kiev, über die er so wunderbar schrieb, sofort zu besuchen. Gewiss war es ein Fehler, es nie getan zu haben.

Aпти Bisultanov, der tschetschenische Dichter (und Kämpfer), um den es

seither still geworden ist, sagte 2004 in einem Interview mit der NZZ, man erfahre beim Krieg Russlands gegen die Tschetschenen «die Wahrheit über das Verhältnis der Russen zu den Tschetschenen, der Russen untereinander, der Tschetschenen untereinander. Und in ihrem Schweigen zum Krieg zeigt auch die übrige Welt ihr wahres Gesicht.»

Es hat bis zum 24. Februar dieses Jahres gedauert, bis wir aus der Indifferenz angesichts der Angriffe Russlands auf Länder wachgerüttelt wurden, die für die meisten von uns «irgendwie» zu Russland gehörten, nicht wider besseres Wissen, sondern weil unser Interesse daran so gering war, dass wir uns angewöhnt hatten, deren Belange geringzuschätzen. Zwölf Jahre haben die beiden Kriege in Tschetschenien insgesamt gedauert und 100 000 Menschenleben gefordert; am Ende siegte Kadyrows russlandtreues Regime; viele im Westen, auch ich, haben diese Ent-

«Krieg ist nicht unsere Realität. Real sind unsere Nachträume und Tagängste.»



Alain Claude Sulzer
Schriftsteller

Ukraine an den Literaturtagen

Aus aktuellem Anlass findet an den Solothurner Literaturtagen am Samstag, 28. Mai, um 18 Uhr im Landhaus Solothurn eine Diskussionsrunde statt mit dem Titel «Was Russlands Krieg gegen die Ukraine mit uns macht». Wie beeinflusst der Krieg die Einstellungen zum Frieden und wie verteidigt man ihn? Was macht der Krieg mit den Menschen in der Ukraine und in Westeuropa? Wie schlägt er sich auf die literarische Arbeit nieder und welche Auswirkungen hat er auf unsere Gesellschaften? Was ist von Boykottaufrufen gegen Künstlerinnen zu halten? Und wird Nationalismus in der Kultur wieder salonfähig? Die ukrainische Autorin und Übersetzerin Halyna Petrosanyak diskutiert mit Iryna Herasimovich, Olga Shparaga und Marina Skalova. Das Gespräch leitet der St. Galler Professor Ulrich Schmid. (hak)



Der Krieg ist weit entfernt. Doch was tun, wenn er zu uns kommt?

Bild: Peter Klaunzer/Keystone (Bern, Mai, 2022)

wicklung höchstens aus dem Augenwinkel wahrgenommen.

«Im Krieg sind die Dinge das, was man sie nennt», sagte Aпти Bisultanov 2004. «Ein Feind ist ein Feind, ein Freund ein Freund. Schmerz ist Schmerz, und Freude ist wirklich Freude.» Ich bereue heute, mich mit ihm nicht über «seinen» Krieg unterhalten zu haben, der ihm überdeutlich ins Gesicht gezeichnet war. Es hätte auch unser Krieg sein sollen. Noch keiner, an dem wir selbst beteiligt wären; keiner, der uns nötigt, selbst eine Waffe in die Hand zu nehmen, aber doch einer, der uns schon damals hätte nahebringen können, wie es ist, angegriffen zu werden, wo auch immer man zufällig lebt.

* Alain Claude Sulzer, geboren 1953, lebt als Schriftsteller in Basel, Berlin und im Elsass. Am 18. August erscheint im Galiani-Verlag sein neuer Roman «Doppelleben».